

# Wie geht Fortschritt?

## Ein Beitrag zur programmatischen Debatte der Linken

Hans-Gert Gräbe

Version vom 06.06.2010

### Vorbemerkungen

Seit der 11. Feuerbachthese (MEW 3, S. 5) – und damit seit den Anfängen linker Programmatik – steht theoretische Reflexion über die Grundlagen derselben unter Rechtfertigungsdruck. Dies gilt umso mehr für ein Zukunftsthema, das – mit Blick auf reale technologische Entwicklungen und gesellschaftliche Diskurse – seit wenigstens den 1960er Jahren zentral für Gesellschaftsentwürfe sein müsste, im aktuellen Programmentwurf der Linken aber nur marginal durch ein paar Einsprengsel berührt wird – die Rolle von Wissenschaft zur Sicherung der Zukunftsfähigkeit der Gesellschaft und damit eng verbunden die Frage „Wie geht Fortschritt?“.

Ein solches Defizit begleitet die linke programmatische Diskussion bereits über viele Jahre – eines der letzten bedeutsamen Dokumente, das zu diesem Thema in einem umfassenderen Parteigremium erarbeitet und abgestimmt wurde, war die Problemskizze zu „Wissenschafts- und hochschulpolitischen Grundsätzen der PDS“<sup>1</sup> der BAG Wissenschaft aus dem Jahre 1997. Dass ebendiese BAG kurz darauf ihr Leben aushauchte, ist symptomatisch für das ganze Verhältnis der LINKEN und ihrer Vorgängerin zu dieser Thematik. Expertise wird seitdem punktuell in der Konsultation einzelner Experten gewonnen, die strukturelle Reflexionsfähigkeit der Partei als Ganzes für wissenschaftspolitisch bedeutsame Diskurse verharret – trotz des hohen Wählerpotenzials gerade auch im akademischen Bereich – nahe dem Nullpunkt.

Da ist es schon bemerkenswert, wenn Leute aus dem Umfeld der engeren Parteiführung auf Bundesebene mit einem neuen „Marx-Projekt“<sup>2</sup> an die Öffentlichkeit treten, auch wenn der lässig-feuilletonistische Stil des Zeitfug-Kontexts<sup>3</sup> und die hohe Selbstreferenz des Projekts – kaum einer der *unfertigen Gedanken* anderer Diskurse zum Thema wurde aufgenommen – eher gegen die Ernsthaftigkeit eines solchen Vorhabens sprechen.

Olaf Miemiec, promovierter Philosoph und über mehrere Jahre auch Mitglied der Grundsatzkommission der sächsischen PDS, als diese unter Bernd Rump noch ernsthaft und strukturell arbeitete, stellt in den Fokus seines Initialbeitrags<sup>4</sup> zum Zeitfug-Marx-Projekt ebendiese

---

<sup>1</sup>Wissenschafts- und hochschulpolitische Grundsätze der PDS. Eine Problemskizze der AG Wissenschafts- und Hochschulpolitik der PDS. Berlin, Januar 1997. Heute nur noch zu finden unter <http://www.hg-graebe.de/Texte/grund-97.html>.

<sup>2</sup>Das Marx-Projekt, <http://zeitfug.de/index.php?page=546>

<sup>3</sup>Zeitfug – Zeitschrift für unfertige Gedanken, <http://zeitfug.de>

<sup>4</sup>Olaf Miemiec: Karl Marx. Die Thesen über Feuerbach. Beginn mit der 11. These. April 2008. Ebenda,

11. Feuerbachthese, die im Kern die Frage nach dem Verhältnis von Denken und Handeln im praktischen Agieren der Menschen in „der Welt“<sup>5</sup> aufwirft. Dies ist ein spannender Aspekt – geht Miemiec damit doch an die Grundlagen des Marxschen Selbstverständnisses, das genau in jener Zeit (1845) seine Prägung erfuhr, wie Marx 14 Jahre später im Vorwort zur *Kritik der politischen Ökonomie* (MEW 13, S. 10) schrieb. Hierzu im Weiteren einige Vorbemerkungen, ehe es um das in der Überschrift benannte Thema im engeren Sinne gehen soll.

Die Frage nach dem Verhältnis von Denken und Handeln im praktischen Agieren beschäftigt die Menschen schon lange Zeit, denn die urwüchsige *Kraft der Gedanken* – ein geschicktes, *verständiges* Herangehen an ein Problem, welches sich natürliche Wirkmechanismen zu Nutze macht und ihnen nicht einen Kraft und Ressourcen unnötig verbrauchenden Gewaltakt entgegensetzt – fasziniert nicht nur aus energie-ökonomischen Gründen, sondern hat schon manchen Sieg eines David über einen Goliath ermöglicht und bestimmt damit wesentlich die *Waffenstillstandslinien* privater und gesellschaftlicher Konfliktfelder. Mit den technologischen Entwicklungen der Neuzeit potenzieren sich die Wirkungen *verständigen* Handelns und damit auch die Illusion einer *reinen Kraft der Gedanken*, wie sie in den philosophischen Gebäuden etwa von Kant und Hegel anzutreffen ist. Gegen diese Illusion wendet sich die 11. Feuerbachthese, allerdings zu einer Zeit, als diese Illusion ihren Zenit noch nicht erreicht hat. Dieser Zenit bleibt dem 20. Jahrhundert vorbehalten mit seinen grandiosen Projekten global verändernden Charakters – den großen Industrieanlagen, industriellen Megastädten, den Riesenstaudämmen, Flussumleitungsprojekten und vielem mehr. Erst in dessen letztem Drittel sind zunehmend kritische Stimmen zu hören, welche die mit diesem Machbarkeitswahn verbundene Bedrohung der globalen Existenzgrundlagen nicht nur der Menschheit, sondern der höheren Lebensformen auf unserem Planeten insgesamt thematisieren.

Der Wortlaut der 11. Feuerbachthese legt die Interpretation nahe, dass es sich um eine Alternative handeln könne – denkt nicht so viel, handelt lieber. Allerdings „kömmt“<sup>6</sup> es im Spannungsfeld von Denken und Handeln – den beiden Modi des Kantschen Gebrauchs der Vernunft – auch darauf an, „die Welt verschieden zu interpretieren“, denn erst daraus schöpft die *Kraft der Gedanken* ihre Bilder der Multioptionalität von Zukunft und damit eine angemessene Prognosefähigkeit, die mit der realen Multioptionalität der „globalsingularen“ Zukunft praktisch umzugehen weiß. Damit entpuppt sich aber der unfertige Gedanke einer „globalsingularen Welt“ als Phantom eines deterministischen Geschichtsverständnisses, das auch dem „vom Kopf auf die Füße gestellten Hegel“ Marxscher Lesart noch anhaftet wie Eierschalen einem frisch geschlüpften Küken. Dies verstärkt sich noch einmal im Traditionsmarxismus des 20. Jahrhunderts mit dessen Gewissheiten über „gesetzmäßige gesellschaftliche Entwicklungen“, aus denen sich die „führende Rolle der Arbeiterklasse“ ableitet und vor allem mit der „Diktatur des Proletariats“ das Recht auf Anwendung von Gewalt gegen „anders Denkende“. Den Querverbindungen zum Impetus der Aufklärung und zum uneingelösten Anspruch der

---

<http://zeitfug.de/index.php?page=545>

<sup>5</sup>Miemiec problematisiert diesen Begriff „Welt“ zu Recht: „Zunächst steckt da eine Behauptung über die Philosophie drin, insofern man unter 'Philosophie' vorläufig das verstehen möchte, was Philosophen tun. Und behauptet wird, Philosophen interpretierten die Welt. Nun, verkehrt ist das wohl nicht. Interpretationen sind ja Auslegungen, Deutungen. Und Philosophen tun wohl erst einmal das, 'die Welt' auslegen. Ich unterlasse jetzt einmal die Klärung des eigentümlichen Globalsingulars 'die Welt' und stelle hier fest, dass es sich um eine möglicherweise zutreffende Behauptung über die Philosophie handelt.“ Ich komme darauf weiter unten zurück.

<sup>6</sup>Zum Unterschied zwischen „kommt“ und „kömmt“ im Kontext der 11. Feuerbachthese siehe ebenda Florian Havemann: Ö. Juli 2008. <http://zeitfug.de/index.php?page=553>

3. Feuerbachthese im Traditionsmarxismus, die Miemiec in einem zweiten Beitrag<sup>7</sup> expliziert hat, ist wenig hinzuzufügen. Der Traditionsmarxismus des 20. Jahrhunderts geht (auch) in dieser Frage hinter Marx zurück, obwohl auch die Positionen des Letzteren, etwa im *Kommunistischen Manifest* (MEW 4), nichts an Deutlichkeit<sup>8</sup> zu wünschen übrig lassen.

Als rationaler Kern der 11. Feuerbachthese bleibt also die Frage nach dem *Verhältnis* von Denken und Handeln im praktischen Agieren der Menschen. Genau *dies* ist aber *nicht* Gegenstand der Feuerbachthesen insgesamt, wie insbesondere These 2 zeigt: „In der Praxis muß der Mensch die Wahrheit, i.e. Wirklichkeit und Macht, Diesseitigkeit seines Denkens beweisen“. Es geht allein um Ort und Maß, an denen die *Kraft der Gedanken* zu messen ist, vielleicht noch um die Koevolution von Denken und Handeln, nicht jedoch um die Genese derselben selbst. Das dieser Frage gewidmete Hauptwerk der Klassiker – die „Deutsche Ideologie“ (MEW 3) – ist Fragment geblieben und wäre ohne Rjasanovs Bemühungen „der nagenden Kritik der Mäuse“ komplett anheim gefallen. Mit Hoevels’ aktuellem Werk<sup>9</sup> liegt erstmals eine Monografie vor, die dieses Verhältnis in seinen biologischen, psychologischen und sozialen Dimensionen umfassend thematisiert. Das kann und will dieser Text natürlich nicht leisten. Zur Komplettierung seiner „unfertigen Gedanken“ zu diesem Thema sei der geneigte Leser bzw. die geneigte Leserin aber unbedingt auf dieses Buch verwiesen.

Bereits 37 Jahre vor Marx’ Feuerbachthesen heißt es um die Genese der *Kraft der Gedanken* in einem weithin bekannten Werk<sup>10</sup>

Geschrieben steht: „Im Anfang war das *Wort!*“  
Hier stock ich schon! Wer hilft mir weiter fort?  
Ich kann das *Wort* so hoch unmöglich schätzen,  
Ich muß es anders übersetzen,  
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.  
Geschrieben steht: Im Anfang war der *Sinn*.  
Bedenke wohl die erste Zeile,  
Daß deine Feder sich nicht übereile!  
Ist es der *Sinn*, der alles wirkt und schafft?  
Es sollte stehn: Im Anfang war die *Kraft!*  
Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,  
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.  
Mir hilft der Geist! Auf einmal weiß ich Rat  
Und schreibe getrost: Im Anfang war die *Tat!*

Das Verhältnis von Denken und Handeln stellt sich hier als komplexe Interaktionsfigur dar, in der die Vermittlung zwischen den zwei realweltlichen Praxiskategorien – dem intersubjektiv kommunikativ bedeutsamen *Wort* und der die reale Welt verändernden *Tat* – über die

---

<sup>7</sup>Olaf Miemiec: Karl Marx. Die Thesen über Feuerbach. Die dritte These. Nov. 2008. Ebenda, <http://zeitfug.de/index.php?page=560>

<sup>8</sup>„Indem wir die allgemeinsten Phasen der Entwicklung des Proletariats zeichneten, verfolgten wir den mehr oder minder versteckten Bürgerkrieg innerhalb der bestehenden Gesellschaft bis zu dem Punkt, wo er in eine offene Revolution ausbricht und durch den gewaltsamen Sturz der Bourgeoisie das Proletariat seine Herrschaft begründet“. (MEW 4, S. 473)

<sup>9</sup>Fritz Erik Hoevels: *Wie unrecht hatte Marx wirklich?* Band 1 – Gesellschaft und Wirtschaft. Ahriman-Verlag, Freiburg 2009.

<sup>10</sup>Johann Wolfgang Goethe: *Faust, Teil 1*. Studierzimmer, 1224-1237.

hochsubjektiven Kategorien *Sinn* und *Kraft* erfolgt. Dies allerdings ist der Blick des Studierzimmerphilosophen (die wissenschaftlichen Professionen waren zu jener Zeit noch nicht so getrennt wie heute), der zu ergründen versucht, warum und wie *sich* die Welt verändert. Marxens Credo „es kömmt darauf an, *sie* zu verändern“ möchte in diesen Verlauf eingreifen – es geht also im Kern um Veränderung der Veränderung der Welt oder doch wenigstens um *Einfluss* auf die Veränderung derselben.

Der 11. Feuerbachthese liegt damit in der Nähe eines Weltverständnisses, das die Formbarkeit „der Welt“ unter der *Kraft der Gedanken* wie die eines Tonklumpens zu nützlichen Gefäßen voraussetzt. Wie im Fall des Tonklumpens bedarf es eines klugen Kopfes und geschickter Hände, um das Werk zu vollbringen – und so strukturiert der Traditionsmarxismus des 20. Jahrhunderts auch seine Praxen. Er greift dabei die vor allem technologisch bedingten Denkstrukturen des *ein Kopf und tausend Hände* der fordistischen Fließbandgesellschaft auf, deren Entstehen vor allem der späte Marx in seinen ökonomischen Untersuchungen der mit der Krise von 1857 durchbrechenden Industriegesellschaft visionär voraussieht, die zwei Kondratjew-Zyklen lang die Produktionsorganisation und damit wesentliche Elemente der gesellschaftlichen Praxis prägen, mit der wachsenden technologischen Bedeutung von Steuerungs- und Regelungstechnik – der Kondratjew-Welle des Computerzeitalters – aber immer weiter in den Hintergrund rücken. Nun ist auf einmal Flexibilität gefragt – keine Hand ist ohne Kopf mehr brauchbar und damit das Ende einer Gesellschaftsordnung eingeläutet, die für solche Flexibilität keinen Platz hat. Der Realsozialismus bricht Ende der 1980er Jahre weltweit und weitgehend lautlos zusammen.

Im Bemühen, in der

„Umwälzung aller bisherigen Produktions- und Verkehrsverhältnisse“ (auch) „alle naturwüchsigen Voraussetzungen zum ersten Mal mit Bewußtsein als Geschöpfe der bisherigen Menschen zu behandeln, ihrer Naturwüchsigkeit zu entkleiden“

und damit überhaupt erst *die Möglichkeit zu schaffen*, sie „der Macht der vereinten Individuen“ zu unterwerfen (MEW 3, S. 70), um schließlich

den „kategorischen Imperativ“ zu verwirklichen, „alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist“ (MEW 1, S. 385),

gilt es also, viel intensiver als bisher die Sprache der (Natur)-Verhältnisse zu enträtseln. Denn *das Wort* ist keine Erfindung der Menschen, sondern Teil der Welt – die Form, in der uns dauernd die eine und einzig relevante *große Erzählung* mitgeteilt wird, mit tausenden Stimmen, lauten und leisen, und verteilt auf viele Rollen. Die „Umwälzung aller bisherigen Produktions- und Verkehrsverhältnisse“ ist ohne ein besseres Verständnis dieser *großen Erzählung* nicht zu haben. Ein besseres Verständnis setzt aber voraus, zuerst einmal zu lernen, genauer hinzuhören – wie der alte Siddhartha<sup>11</sup> am Fluss. Und dabei auch den wirklichen Schrei wahr- und aufzunehmen, der Veränderung ankündigt. Denn – so Holloway<sup>12</sup> – „am Anfang war der Schrei [...] Der Ausgangspunkt theoretischer Reflexion ist Opposition, Negativität, Kampf.

---

<sup>11</sup>Hermann Hesse: *Siddhartha*.

<sup>12</sup>John Holloway: *Die Welt verändern, ohne die Macht zu übernehmen*. Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster 2002.

Die Wut treibt zum Gedanken, nicht die Haltung der Vernunft . . . “. Es ist töricht, eine Gesellschaft – selbst eine nachkapitalistische – ohne Schrei zu denken oder auch nur anzunehmen, den Schrei kanalisieren zu können. Die Mittel der je existierenden Gesellschaft werden nie ausreichen, die Revolte gegen ihre zementierten Missstände *innerhalb* dieser Gesellschaft zu prozessieren – ist die Revolte doch gerade *Ausdruck* dieser Unfähigkeit.

Es „k6mmt also darauf an“, das Werk der Philosophen – und der Wissenschaft insgesamt – nicht misszuverstehen, sie „hätten die Welt nur verschieden interpretiert“. Die latente Wissenschaftsfeindlichkeit der Linken hat zu einem guten Teil ihren Bezug und vielleicht auch ihren Ursprung – jenseits der „narzistischen Kränkungen, welche wissenschaftliche Forschungen seit Kepler und Kopernikus den menschlichen Subjekten zugef6gt haben“<sup>13</sup> – gerade auch in der 11. Feuerbachthese.

## Das subtile Verh6ltnis von Denken und Handeln

Die 11. Feuerbachthese steht weiterhin in einem eigent6mlichen Spannungsverh6ltnis zum traditionsmarxistischen Anspruch, 6ber eine „wissenschaftliche Weltanschauung“ zu verf6gen. Die nachgeordnete Bedeutung von Wissenschaft gegen6ber dem Primat der *Ver6nderung der Welt* – die Instrumentalisierung der Philosophen f6r diese Ver6nderung –, die diese These impliziert, f6hrt zu einem instrumentellen Verh6ltnis zur Wissenschaft insgesamt, das *zweckgerichteten* Wissensformen – der Verfeinerung von Bildern, deren grobe Umrisse bereits bekannt sind – eine 6berh6hte Bedeutung beimisst. Diese Instrumentalisierung der *Kraft der Gedanken* f6r das *Gute*, das *Wahre*, die *Mission* ist in der langen Geschichte der Menschheit auch m6chtigeren Herrschaften nicht auf Dauer gelungen. Die vorhersehbaren Ergebnisse des unvermeidlichen Zusammensto6es von Geist und Macht auch in den realsozialistischen Experimenten kann man exemplarisch an den Schicksalen eines Bloch, Meyer, Bucharin oder Harich studieren.

Gerade in Umbruchzeiten wie den heutigen sind es selbst die groben Umrisse, die scheinbar unumst66lichen Wahrheiten und Grunds6tze linker Programmatik, die durch die praktische Entwicklung „der Welt“ entwertet werden. Der wissenschaftliche Anspruch linker (und nicht nur linker) Programmatik wird damit auf eine Ebene zur6ckgeworfen, auf der origin6r *analytische* Arbeit am Seienden jenseits festgef6gter Rahmen eine zentrale Rolle spielt.

Dies ist der Anspruch, den Fleissner mit seinen *Zehn Thesen zur Wissenschaftspolitik*<sup>14</sup> kategorisch-imperativ an *die Wissenschaft* richtet. Dieser neuerliche Appell an die *Kraft der Gedanken* – diesmal als Instrument zu nichts Geringerem als der Rettung der Menschheit –, der linker Programmatik zu Grunde gelegt werden soll, wirft wichtige gesellschaftliche Zukunftsfragen auf und skizziert Entwicklungsnotwendigkeiten, denen kaum widersprochen werden kann.

---

<sup>13</sup>Frieder Otto Wolf: Grenzen und Schwierigkeiten der freien Kooperation. In C. Spehr (ed.): *Gleicher als andere. Eine Grundlegung der freien Kooperation*. Reihe Texte der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Bd. 9. Karl Dietz Verlag, Berlin 2003, S. 213.

<sup>14</sup>Peter Fleissner: 6berlegungen zur Wissenschaftspolitik. In: Innovation und Arbeit in der modernen Gesellschaft. Hrsg. von Rudolf Rochhausen. Rohrbacher Manuskripte, Heft 16. Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen, Leipzig 2010, S. 14-28. – Die 10 Thesen zum Grundlagenreferat des 16. Kolloquiums des Rohrbacher Kreises, Dahlen 2009, wurden vorab ver6ffentlicht, siehe <http://www.dorfwiki.org/wiki.cgi?HansGertGraebe/RohrbacherKreis/Dahlen-09/Fleissner-Thesen-09>

Allerdings bleibt auch hier die Frage: Wieso sind so viele hehre Worte über weithin anerkannte Notwendigkeiten in dieser Welt und doch so wenig *reale* Bewegung zu verspüren, die gesellschaftliche Entwicklung auch auf diese Linien zu bringen? Reicht es aus, eine wünschenswerte Welt nur genau genug zu beschreiben – im Sinne einer Hegelschen Staatsethik, eines Rousseauschen Gesellschaftsvertrags oder auch nur einer Morusschen Utopie –, um sie Wirklichkeit werden zu lassen? Und ist Wissenschafts-*Politik* überhaupt der richtige Adressat für diese Forderungen? Was hindert die Welt daran, sich „vernünftig“ zu entwickeln? Wie ist diese „Vernunft“ eigentlich strukturiert, der nach Fleissner offensichtlich der „Plan einer guten Welt“ zu entspringen vermag – anders lässt sich der kategorische Imperativ seiner Thesen kaum interpretieren –, und der Jürgen Mittelstraß<sup>15</sup> mit Bezug auf Kant neben und im Gegensatz zum „Verstand“ im Zuge einer sich etablierenden Wissensgesellschaft eine zentrale Rolle beimisst? Sind es die „Guten“, die sich dabei gegen die „Bösen“ durchzusetzen haben? Wie ist Vernunft als operationalisierte Handlungsethik der „Verständigen“ – der „Wissenden“, so Mittelstraß – zu verstehen am Beginn der Wissensgesellschaft, wo die Bedeutung eines elitären Daseins als „Wissender“ längst verblasst ist und immer weiter schwindet? Was sagt der „Verstand“ selbst über seinen Zwillingbruder „Vernunft“?

Es ist ein Zeichen des Respekts vor der historischen Erfahrung, wenn derartige Fragen in einem linken Diskurs nicht außer acht gelassen werden. Gehört doch zu diesem Erfahrungsschatz ganz zentral das Scheitern des „Sozialismus im 20. Jahrhundert“, in dem mit der These von der führenden Rolle der Arbeiterklasse und deren praktischer Realisierung als „Partokratie“ eine spezifische Form der Verstandes-Herrschaft erprobt wurde, das „Gute“ durch „die Guten“ (und besonders durch deren Avantgarde) praktisch in Szene zu setzen. Diese Arbeiterelite in theoretischen Überlegungen zu einem „Sozialismus im 21. Jahrhundert“ durch eine Planungselite (Dieterich<sup>16</sup>) oder – wie in Fleissners Thesen in letzter Konsequenz durchschimmert – durch eine Bildungselite zu ersetzen, ändert am grundlegenden Weltverständnis nichts, in welchem das Agens weltbestimmender Steuerungsmacht bei einer wie auch immer konstituierten Gruppe von „Illuminati“ gesehen wird, der man sich in einem vielschichtigen Initiationsritus anschließen kann, wenn man zunächst und zuvorderst zu einem bereit ist – zu bedingungslosem Gehorsam, auch bzw. gerade dann, wenn die Gründe dafür nicht einsichtig sind. Ein solcher Stand der „Illuminati“ mag für Zeiten eine gewisse Berechtigung gehabt haben, in denen die Wissenden – als diejenigen verstanden, welche im Sinne von Jürgen Mittelstraß *Wissen als Lebensform* praktizierten, praktizieren konnten und durften – eine verschwindende Minderheit in der Gesellschaft darstellten. Die Skepsis gegenüber den Möglichkeiten solcher Männerbünde ist seit der dritten Feuerbachthese nicht geringer geworden. Eingang einer Wissensgesellschaft wird eine solche Heraushebung einer Gruppe von „Wissenden“ aus dem kreativen Potenzial der Gesellschaft als Ganzem gänzlich kontraproduktiv.

Mit dem rigorosen Urteil des letzten Abschnitts werde ich Fleissner natürlich nicht gerecht, denn in seinen Thesen bleibt die Konstituierung einer solchen „Vernunft“ zur Handlungsmacht ähnlich vage wie bei Crome<sup>17</sup>, der hierzu die „Agora“<sup>18</sup> bemüht, nicht ohne dann doch wieder

---

<sup>15</sup>Jürgen Mittelstraß: Wie viel Ökonomie braucht und wie viel Ökonomie verträgt die Wissensgesellschaft? Grundsatzreferat im Rahmen der Tagung *Wissen und Effizienz – Ökonomisierung der Wissensgesellschaft*, 3.–5.12.2009, Univ. Leipzig.

<sup>16</sup>Heinz Dieterich: *Der Sozialismus des 21. Jahrhunderts*. Kai Homilius Verlag, Berlin 2006.

<sup>17</sup>Erhard Crome: *Sozialismus im 21. Jahrhundert*. Zwölf Essays über die Zukunft. Reihe Texte der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Bd. 17. Karl Dietz Verlag, Berlin 2006.

<sup>18</sup>Ebenda, S. 182.

beim alten Ansatz „Linke Politikangebote mehrheitsfähig machen“<sup>19</sup> zu landen. Fleissners Thesen geben sich – sicher nicht ohne Grund – eine solche Blöße nicht.

Der junge Marx der *Deutschen Ideologie* (MEW 3) hat seinen Hegel in *dieser* Frage nur sehr halbherzig vom Kopf auf die Füße gestellt und der alte Marx der *Randglossen zum Gothaer Programm* (MEW 19) davon vieles wieder zurückgenommen. Es blieb einem anderen Junghegelianer, dem „Präanarchisten“<sup>20</sup> Max Stirner vorbehalten, mit einem paternalistischen Staats- und letztlich Vernunftverständnis grundlegend aufzuräumen und dem Ruf nach Pflicht und Gehorsam sein „Was soll nicht alles meine Sache sein! Vor allem die gute Sache, die Sache Gottes, die Sache der Menschheit, der Wahrheit, der Freiheit [. . .] Nur Meine Sache soll niemals Meine Sache sein. 'Pfu über den Egoisten, der nur an sich denkt!‘“<sup>21</sup> entgegenzuschmettern. Marx' Versuch der Auseinandersetzung mit einem derart radikalen Ansatz ist intensiv – „Sankt Max“ nimmt in (MEW 3) dreimal so viel Raum ein wie „Feuerbach“ und „Sankt Bruno“ zusammen –, fällt dennoch halbherzig aus und lässt ihn später (MEW 13, S. 10) mit Erleichterung feststellen, aus damaligen widrigen Umständen heraus die entsprechenden Überlegungen „der nagenden Kritik der Mäuse“ überlassen zu haben, „als wir unsern Hauptzweck erreicht hatten – Selbstverständigung“, allerdings gerade *nicht* in der hier aufgeworfenen Frage.

Kann aber ein anderes als dieses anarchistische Prinzip den Kern einer Assoziation bilden, „worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist“ (MEW 4, S. 482)? Wieso reagierte der „Sozialismus des 20. Jahrhunderts“ so allergisch auf dieses Gedankengut<sup>22</sup> und kämpfte gegen die „Abweichler“<sup>23</sup> bis hin zum brutalen Einsatz bewaffneter Gewalt mit vielen Toten? Und ist es in der Frage um den „Sozialismus im 21. Jahrhundert“ besser bestellt?

Ich möchte mit den folgenden Anmerkungen dem vitalen Hegelschen Geist der Feuerbachthesen etwas mehr Stirnersch Geprägtes entgegenhalten und dabei zugleich den Blick weg vom Fleissnerschen Bild der Zukunft und hin auf die Dynamiken des Heute richten, in denen ja angeblich die Keime der Zukunft schon wirken. Es ist wichtig, den Traum von Zukunft – die „Interpretationen der Philosophen“ – stärker an *reale* Dynamiken im Heute zu koppeln, um den schönen Traum in der realen Durchführung nicht praktisch scheitern zu sehen wie den „Sozialismus des 20. Jahrhunderts“.

---

<sup>19</sup> „Ein politisches Angebot von links zu machen, heißt, es an alle zu adressieren, und davon auszugehen, daß die Linke eines Tages eine sichere Mehrheit haben wird“. (Ebenda, S. 182)

<sup>20</sup> So Siegfried Bönisch über Stirner im Titel einer Veranstaltung im Freud-Jahr 2006, siehe <http://www.leipzig-netz.de/index.php5/WAK:2006-11-28>.

<sup>21</sup> Max Stirner: *Der Einzige und sein Eigentum*. Verlegt von Otto Wigand, Leipzig 1845. Zitiert nach der Ausgabe im Reclam-Verlag, Stuttgart 1981, Einleitung

<sup>22</sup> Siehe etwa den Sammelband *Achim von Borries, Ingeborg Weber-Brandies (Hg.) Anarchismus – Theorie, Kritik, Utopie*. Bearbeitete Neuauflage. Verlag Graswurzelrevolution, Nettersheim 2007. <http://www.graswurzel.net/verlag/a.shtml>.

<sup>23</sup> Dies beginnt – noch vor dem Schisma der Arbeiterbewegung in Sozialdemokraten und Kommunisten – mit der Entfernung Bakunins und seiner Anhänger aus der Ersten Internationale auf Marxens entschiedenes Betreiben hin (1872), nach schwerwiegender Kontroverse über die Eigentumsfrage auf dem Kongress der Internationale 1869 in Basel, und kulminiert im opferreichen Vorgehen von Lenin, Sinowjew und Trotzki gegen die Kronstädter (1921) sowie in der Zerschlagung der anarcho-syndikalistischen Bestrebungen in der Spanischen Republik (1936/37). Ebenda, siehe die Beiträge Alexander Berkman (1922): Der Aufstand von Kronstadt. – Emma Goldman (1924): Die Russische Revolution und das autoritäre Prinzip. – Voline (1947): Warum die Revolution fehlschlug. – Augustin Souchy: Die soziale Revolution in Spanien 1936. – George Orwell: Spanische Erfahrungen 1936/37.

## Die aktuelle Krise

Fleissner geht in seinen Thesen davon aus, dass die aktuellen Krisen- und damit verbundene Umbruchprozesse vor allem als Wissenschafts- und Technologiekrisis zu begreifen sind (These 1) oder doch wenigstens umfassenderen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Krisenprozessen durch (wissenschaftliche) Untersuchung „auf ihre Genese und die dahinterliegenden Mechanismen [...] und durch die Herausarbeitung von Alternativen zu gegenwärtigen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Organisationsformen“ (These 2) wirksam begegnet werden könne.

These 1 – zunehmendes diagnostisches Unvermögen der „meisten traditionellen Wissenschaften“ – und These 2 – Anspruchshaltung an die Fähigkeiten ebendieser Wissenschaften, Relevantes zur Krisenbewältigung beizusteuern – stehen in einem eigentümlichen Spannungsverhältnis zueinander, das durch die Thesen 3 bis 5 noch verschärft wird, in denen dem Krisenbewältigungsmotor Wissenschaft und Technologie – in der Form apodiktischer Imperative – weitere strukturelle Defizite zugeschrieben werden. Dieser „Hoffnungsträger“ soll dann (These 6) die tragfähige Basis bilden, um „wissenschaftliche Grundhaltungen im obigen Sinn in der Massenkultur stärker zu verankern und aufzuwerten“.

Zur Realität des wissenschafts-medialen Alltags gehört es, dass auch in dieser Gesellschaft – wie noch in jeder früheren – warnende Stimmen aus der Wissenschaft stigmatisiert und in praktischer Geschäftigkeit ertränkt werden. Hat sich doch längst herausgestellt, dass die aktuelle Krise nichts als eine große Finanzkrise ist, die wir dank Bad Banks schon so gut wie überwunden haben – alle Prognosen der Wirtschaftsweisen (der in Fleissners These 2 angesprochenen Akteure?) zeigen den nahen Aufschwung an. Die Energiekrise ist durch unverantwortliche Kleingeister und Panikmacher herbeigeredet, welche die Chancen und technologischen Möglichkeiten der Kernenergie – und sei es als „Brückentechnologie“ – einfach nicht begreifen<sup>24</sup>. Neuere Recherchen zeigen, dass es auch mit der Klimakatastrophe nicht so weit her sein kann wie uns in alten Horrorszenarien weisgemacht werden sollte, wo doch die entsprechenden Daten von führenden Klimaforschern (noch einmal These 2?) frisiert wurden<sup>25</sup>, um die eigenen Schlussfolgerungen zu untermauern.

Fleissner begegnet dieser Realität des wissenschaftlichen Alltags allein mit einer Hoffnung, dass „vernünftige Tendenzen“ in einer sich zunehmend interdisziplinär vernetzenden Wissenschaftslandschaft letztlich die Oberhand gewinnen werden. Doch die Hoffnung auf „Vernunft“ oder auf zunehmende „Interdisziplinarität“ haben einen schweren Stand im heutigen Wissenschaftsalltag.

Die vielfältigen zeitlich verschränkten Dimensionen der aktuellen Krisenprozesse waren Gegenstand ausführlicher Reflexionen – siehe etwa die im Einsteinjahr 2005 erschienene *Potsda-*

---

<sup>24</sup>Für die Ambivalenz der Argumentationen beider Seiten siehe exemplarisch Eckehard Franz: 30 Jahre „Energiewende“ – Versuch einer Zwischenbilanz. In: Innovation und Arbeit in der modernen Gesellschaft. Hrsg. von Rudolf Rochhausen. Rohrbacher Manuskripte, Heft 16. Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen, Leipzig 2010, S. 91-99.

<sup>25</sup>*Führender Klimaforscher Jones lässt Amt ruhen.* „Der Direktor des Klimaforschungsinstituts an der Universität von East Anglia in Norwich, Professor Phil Jones, lässt sein Amt zumindest vorübergehend ruhen. Das gab die Universität am Dienstag bekannt, wie die Nachrichtenagentur Bloomberg berichtete. Jones reagiert damit auf Vorwürfe, dass Klimaforscher Daten über die Erwärmung der Erdatmosphäre gefälscht haben sollen.“ FAZ 2.12.2009; siehe auch „Getrickst? Klimaforscher Jones lässt Amt ruhen“, Die Welt 2.12.2009; „Klima-Gate“ FAZ.Net 4.12.2009; „Klima-Gate nährt Klimawandelskepsis“, Deutschlandfunk, 4.12.2009; „Klimaforscher unter Verdacht“, Kölner Stadtanzeiger, 4.12.2009.



mer *Denkschrift*<sup>26</sup> des VDW; auch im Rohrbacher Kreis waren solche Überlegungen bereits mehrfach Thema, siehe etwa die *Chemnitzer Thesen*<sup>27</sup> –, so dass dies hier nicht noch einmal im Detail ausgeführt werden muss. Diese zeitlichen Dimensionen sind in einer fundierten Analyse allerdings wie Zwiebelschalen nacheinander abzuheben, wenn man zum Kern vordringen möchte,

- um in der Finanzkrise die Bewegungsform der Technologieumbrüche zu sehen, die etwa jede zweite Generation die kapitalistische Produktionsweise erschüttern und noch jedes Mal zu grundlegenden Umwälzungen der Produktionsorganisation geführt haben – schon Marx stellte fest, dass der Kapitalismus seine eigenen Produktionsbedingungen dauernd umwälzt und umwälzen muss (MEW 23, S. 511 ff.);
- um in der Folge der Technologieumbrüche mit der Entfaltung der Industriegesellschaft auch die Entfaltung ihrer Krise zu sehen – in der im 20. Jahrhundert geschaffenen Industriemaschine auch den Moloch wahrzunehmen, der das Potenzial in sich trägt, die Menschheit und einen großen Teil des höheren Lebens auf diesem Planeten zu vernichten;
- um diese Entfaltung der Krise der Industriegesellschaft als Moment der Krise eines modernen Wissenschaftsverständnisses wahrzunehmen, welches seinen Ursprung in der Aufklärung und dem Übergang zum Kapitalismus hat – eines Wissenschaftsverständnisses, das geprägt ist von der Aufgabe eines holistischen, auf „Vernunft“ orientierten Weltverständnisses der „die Welt interpretierenden Philosophen“ zugunsten stärker praktisch geprägter Verstandes-Aspekte und so zugleich die Grundlage legend für den Machbarkeitswahn der Moderne und dessen Übersteigerung im 20. Jahrhundert, einem schon vor über 2000 Jahren vorhergesagten „Sein wie Gott“ (1. Moses 3,5);
- um schließlich diesen Machbarkeitswahn auf der Skala einer Jahrtausende währenden Menschheitsentwicklung als ein ebenso temporär notwendiges wie notwendig zu überwindendes Moment der Überhöhung auf dem Weg der Menschheit von einem Leben „in der Natur“ zu einem Leben „mit der Natur“ – als Moment auf dem Weg der Ausprägung einer Noosphäre im Sinne von Wladimir Wernadski und Pierre Teilhard de Jardin – zu begreifen.

Gerade letzteres scheint mit neuen Kommunikationsmöglichkeiten und -formen des Internet-Zeitalters in eine neue Etappe einzutreten, mit der auch neue Formen im philosophischen Diskurs und der politischer Willensbildung an Bedeutung gewinnen, siehe etwa Kristóf Nyíris Überlegungen zu *Vernetztem Wissen*<sup>28</sup>. Auf jeden Fall zeigen diese verschiedenen Sichten auf die eine, komplex interagierende Welt die Ambivalenz von einseitigen Bewertungen, so stringent und „verständlich“ sie auch vorgetragen sein mögen. Es ist (nicht nur) für die Linke hohe Zeit, sich dieser Ambivalenz von Wertungen aus verschiedenen zeitlichen Rastern, in früheren Zeiten auch schon mal *Dialektik* genannt, neu zu versichern.

<sup>26</sup>Potsdamer Manifest und Potsdamer Denkschrift. Siehe <http://www.vdw-ev.de/manifest/index.html>

<sup>27</sup>Hans-Gert Gräbe: Wissen und Bildung in der modernen Gesellschaft. Chemnitzer Thesen. In: „Wissen und Bildung in der modernen Gesellschaft“. Texte der V. Rosa-Luxemburg-Konferenz der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen. Hrsg. Hans-Gert Gräbe. Reihe Texte zur politischen Bildung 34, Leipzig 2006. S. 7-23.

<sup>28</sup>Kristóf Nyíri: Vernetztes Wissen – Philosophie im Zeitalter des Internets. Wien: Passagen Verlag 2004. [http://www.hunfi.hu/nyiri/vernetztes\\_wissen.htm](http://www.hunfi.hu/nyiri/vernetztes_wissen.htm)

In den weiteren Ausführungen werde ich dieser Ambivalenz von Wertungen in verschiedenen zeitlichen Rastern in einem speziellen Bereich, den ökonomischen Grundlagen von „Fortschritt“, nachspüren.

## Was ist Fortschritt?

Will linke Politik nicht nur Sprachrohr der Armen und sozial Benachteiligten sein und in deren Namen nachträgliche Umverteilungen in einem aus primären ökonomischen Verteilungsmechanismen resultierenden Einkommensgefälle einfordern, so wird sie sich mit den Bewegungs- und Formungsprozessen dieser primär ökonomischen Verteilungsmechanismen (wieder intensiver) befassen müssen.

Sie kann hierbei auf ein reichhaltiges Erbe ökonomischer Analyse kapitalistischer Verhältnisse zurückgreifen, an deren Ausgangspunkt Marxens Analyse im „Kapital“ steht, die im Folgenden eine vielfältige Fortschreibung erfahren hat. Es bleibt allerdings die Frage, in welchem Umfang Original und Fortschreibungen *Änderungen* der Produktionsweise des Kapitalismus und insbesondere die *Dynamik dieser Änderungen* adäquat berücksichtigen. Während die Analyse kürzerer Zeiträume durchaus gelingt – sowohl in ihrer Dimension der polit-ökonomischen Kritik kapitalistischer Verhältnisse als auch der quantitativen ökonomischen Analyse realer volkswirtschaftlicher Verflechtungen auf der Basis Leontieffscher Begrifflichkeiten –, bleibt sie Beschreibungen der Dynamik längerfristiger, technologisch bedingter Umbrüche jenseits des vagen Ansatzes der Kondratjewischen Wellen weitgehend schuldig.

Dies ist um so bedauerlicher, als mit den von diesen technologischen Entwicklungen induzierten Umbrüchen der Produktionsweise eine grundlegende – bereits vor 150 Jahren (MEW 23, S. 511 ff.) erkannte – Dynamik kapitalistischer Entwicklung analytisch nur unzureichend durchdrungen ist, die eigentlich zentral für jedes Sozialismusverständnis sein müsste. Kann doch allein auf der Grundlage einer solchen Analyse qualifiziert vorhergesagt werden, ob die je aktuelle Krise des Systems (nur) zu einer erneuerten kapitalistischen Produktionsweise führen wird oder aber die Potenz einer die kapitalistische Ordnung sprengenden Entwicklung in sich trägt.

Vielleicht ist es mit dem „Sprengen“ aber auch ganz anders, wie Argumente Rainer Thiels zur *Allmählichkeit der Revolution*<sup>29</sup> nahe legen, und jeder dieser Umbrüche führt *zugleich* zu einer erneuerten kapitalistischen als auch auch zu einer – in gewisser Hinsicht – menschlicheren Gesellschaft, näher heran an eine freie Assoziation autonomer kooperativer Akteure, an eine „Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist“ (MEW 4, S. 482)?

Die zentrale Frage nach den Bewegungsgesetzen dieser Dynamik – die Frage „Wie geht Fortschritt?“ – wird ein tragfähiges Konzept eines „Sozialismus im 21. Jahrhundert“ beantworten müssen. Allerdings reicht es dafür kaum aus, acht Seiten wie in Cromes Buch<sup>30</sup> zu reservieren, um danach (genauer: vorab) allein die Engelssche Bestätigung der Hegelschen „Ironie des Schicksals“ zu wiederholen, dass „die Leute, die sich rühmten, eine Revolution gemacht zu haben, noch immer am Tag darauf gesehen haben, daß sie nicht wußten, was sie taten, daß

<sup>29</sup>Rainer Thiel: Die Allmählichkeit der Revolution. Blick in sieben Wissenschaften. Selbstorganisation sozialer Prozesse, Bd. 6. LIT Verlag, Münster 2000. Siehe auch <http://www.thiel-dialektik.de>

<sup>30</sup>Erhard Crome. Ebenda, S. 193 ff.

die gemachte Revolution jener, die sie machen wollten, durchaus nicht ähnlich sah.“

Der Frage „Wie geht Fortschritt?“ vorangestellt werden muss allerdings zunächst die Frage „Was ist Fortschritt?“, welche Veränderung des Status quo ist als solcher zu qualifizieren? Mit Blick auf die Vielfalt verschiedener Interessen und die Ambivalenz von Wirkungen auf verschiedenen Zeitskalen ist für einen engeren Fortschrittsbegriff, der mehr zum Inhalt hat als alleinige Änderung des Status quo, ein Abwägen unumgänglich. Wie aber bestimmt sich das Maß dieses Abwägens? Wie sind etwa Interessen und Meinungen von fortschrittsbesessenen Mehrheiten („wo gehobelt wird, da fallen Späne“) gegen berechnete Interessen von Minderheiten anzusetzen, die mit Blick auf die Auswirkungen auf die eigene Lage in denselben Entwicklungen mitnichten einen Fortschritt erkennen können?

Jeder engere, an einem wie auch immer gearteten Vernunft-Begriff ausgerichtete Fortschrittsbegriff braucht einen Richter oder eine richterliche Instanz, die entscheidet, was *vernünftig* ist. Im Stirnerschen Sinne muss die Frage nach einer solchen externen Ratio verworfen werden, denn was kann anderes denn Meine Sache das Maß Meines Fortschrittsempfindens sein? Wie kann sich anders als im (kultivierten) Streit dieser Interessen ein neues Gleichgewicht herausbilden?

Und ist nicht genau dies auch das Prinzip, nach dem Natur seit Jahrmillionen funktioniert? Die Natur richtet nicht, sondern öffnet und schließt Nischen. Genauer – Nischen öffnen und schließen *sich* im Wechselverhältnis äußerer Bedingtheit und innerer Dynamik bzw. im Widerstreit verschiedener innerer Dynamiken. Oft sind es hochgradig zeitkritische Phänomene, die über Entwicklungspfade entscheiden.

Fortschritt in einem solchen Verständnis ist nicht als *spezifische* Art von Veränderung, als „vernünftige“, „gute“, „progressive“ Veränderung zu fassen, sondern kann nur *mit Veränderung überhaupt* gleichgesetzt werden. *Gezielte* Veränderung im Sinne einer „vernünftigen“ Entwicklung setzt dann Allianzen voraus, in welchen Interessen gebündelt werden, um kooperativ Dynamiken im für die Teilnehmer günstigen Sinne zu beeinflussen. Ein solches Prinzip liegt der Entwicklung natürlicher Gegebenheiten seit Jahrmillionen zu Grunde, wobei hier besser von *Symbiosen* zu sprechen ist, denn die Bildung von „Allianzen“ fällt dabei mit der Existenz positiv aufeinander rückkoppelnder Dynamiken zusammen. Sich stabilisierende Dynamiken sind der Ausgangspunkt für neue Strukturbildung und kooperative Effekte und diese wiederum für noch komplexere Dynamiken. So entstand die heute zu beobachtende vielfältig stratifizierte, hochgradig granular aufgebaute Welt, die Welt der kulturell-gesellschaftlichen Institutionen der menschlichen Gemeinschaft eingeschlossen.

Nehmen wir Fleissners Thesen als Aufruf, eine neue „Allianz der Vernunft“ zu schmieden, um „den Wandel zu gestalten“ (so das Thema der Dahleener Tagung 2010), so ist vor allem die Frage zu beantworten, wie sich eine solche Allianz konstituiert und in das komplexe Wechselspiel der bestehenden Allianzen und gesellschaftlichen Institutionen einordnet, welche Umbrüche durch aktuelle gesellschaftliche Dynamiken provoziert werden und welche Nischen und Handlungsräume sich dabei neu öffnen.

## Die Ökonomie des Fortschritts

Ein zentrales Feld, welches bei einer solchen analytischen Betrachtung sondiert werden muss, ist das Feld der Ökonomie als der materiellen Basis von Veränderungen. Klassische ökonomi-

sche Ansätze gehen von Gleichgewichtsbetrachtungen etablierter ökonomischer Verhältnisse aus und versuchen, auf dieser Basis Veränderungen zu beschreiben. Ob eine solche Betrachtung für hochgradig dynamische Prozesse weit entfernt vom Gleichgewicht, wie sie typischerweise in dissipativen Strukturen anzutreffen sind, ausreicht, mag hier dahingestellt bleiben.

In einer marxistisch geprägten Arbeitswerttheorie wird man deshalb sinnvollerweise von der Grundgleichung der Ökonomie der einfachen Reproduktion  $p = c + v + m$  starten, die den Produktionsverbrauch  $c$ , die neu zugesetzte „lebendige“ Arbeit  $v$  und einen kategorial näher zu bestimmenden Anteil  $m$ , den *Mehrwert*, zum Preis  $p$  als der Quantadimension gesellschaftlicher Anerkennung der konkreten produktiven Aktivität ins Verhältnis setzt.

Mit klaren zeitlichen Rastern im Kopf entgehen wir auch kategorialer Konfusion in der Bestimmung von  $c$ , denn wir werden darunter stets nur den *operativen* Produktionsverbrauch ohne Anrechnung von Abschreibungen fassen, da ein Abschreibungs-Investitionszyklus sich auf einer anderen zeitlichen Skala bewegt als der operative Produktionsprozess selbst. Beiden gemein ist allerdings die Notwendigkeit, Kapital über die jeweilige Prozess-Eigenzeit vorzustrecken in der Hoffnung, dass dieses am Ende in der prognostizierten Höhe zurückfließt – die Qualedimension gesellschaftlicher Anerkennung der konkreten produktiven Aktivität, wenigstens in einer kapitalistischen Produktionsweise.

Während sich mit  $c$ ,  $v$  und  $p$  klare externe Kosten verbinden lassen, bleibt die Quelle des Mehrwerts  $m$  eigenartig vage. Peter Rubens Argumente<sup>31</sup> gegen eine – traditionsmarxistisch wohlfeile – Qualifizierung dieser Quelle als „Raub vom Arbeiter“ sollen hier nicht wiederholt werden, da beide Seiten polit-ökonomisch argumentieren, hier dagegen auf den *ökonomisch funktionalen* Gehalt von  $m$  oder Teilen davon abgehoben werden soll. Quantitativ stellt er sich zunächst einmal als Residualgröße  $m = p - c - v$  dar, als Wertgröße, die nach dem operativen Geschäft, nachdem alle notwendigen Ausgaben abgezogen sind, übrig bleibt. Dass es sich dabei nicht um eine mysteriöse Geldvermehrung handelt, in welcher „aus Geld mehr Geld entsteht,  $G - G'$ “, zeigt ein Blick auf längerfristige Dynamiken der volkswirtschaftlich verfügbaren Geldmenge, die mitnichten proportional zum Bestand – also exponentiell – wächst.

Die traditionsmarxistisch undifferenzierte Bezeichnung dieser Größe als *Profit* findet in einer betriebswirtschaftlichen Betrachtung eine mehrfache Auffächerung in *Rohgewinn*, *Reingewinn*, Gewinn *vor* und *nach* Steuern usw., wobei in der Folge verschiedene Teile abgezweigt werden, um verschiedene Aufgaben der Reproduktion der produktiven Infrastruktur zu bewältigen. *Vor* diesen reproduktiven Aufgaben ist allerdings der in den Büchern als *Gewinnentnahme* zu Buche schlagende Unternehmerlohn  $u$  abzuziehen –  $m = r + u$  –, der gerade für kleine und mittelständische Unternehmen oftmals deutlich prekärer ausfällt als der vor Beginn der produktiven Aktivität zu vereinbarenden garantierte Lohnanteil  $v$ .

Der Anteil  $r$  der Überschüsse steht dem Unternehmer als „fungierendem Kapitalisten“ zur Verfügung, um damit zu verschiedenen Reproduktionsaufgaben beizutragen, als da sind

- Rückstellungen  $a$  zur Erneuerung der eigenen produktiven Infrastruktur (diese Rückstellungen finden als *Abschreibungen* gesellschaftliche Anerkennung in Form einer steuerrechtlichen Sonderbehandlung);
- Beiträge  $z$  zu zwischenbetrieblichen Einrichtungen, mit denen eine kooperative, unter-

---

<sup>31</sup>Peter Ruben: Was bleibt von Marx' ökonomischer Theorie? In: Die ökonomische Theorie von Marx – was bleibt? Reflexionen nach dem Ende des europäischen Kommunismus. Hrsg. v. C. Warnke u. G. Huber. Marburg, Metropolis Verlag, Marburg 1998. S.13–66.

nehmerisch selbstbestimmte Reproduktion von gemeinschaftlich genutzter Infrastruktur auf – meist langfristig – vertragsrechtlich vereinbarter Basis erfolgt;

- sowie Steuern und Abgaben  $t$  – vermindert um Subventionen – als steuer- und ordnungsrechtlich begründeter Beitrag zur Reproduktion einer staatlichen und kommunalen – also gesellschaftlichen im Gegensatz zur gemeinschaftlichen – Infrastruktur;

Nach dieser Aufteilung des *Rohgewinns*  $r = t + z + a + r'$  in verschiedene Beiträge zu vorhersehbaren reproduktiven Aufgaben verschiedenen Kalibers bleibt mit dem *Reingewinn*  $r'$  eine residuale Größe in der privaten Verfügung des „fungierenden Kapitalisten“ für die Unwägbarkeiten des Alltags – kurz, als private ökonomische Basis von Fortschritt in unserem Sinne.

Das Profitprinzip ist damit die prozessuale Grundlage für einen wesentlichen Teil der Zukunftsfähigkeit dieser Gesellschaft. Eine solche funktionale Bedeutung wird bei der Qualifizierung desselben als „Raub am Arbeiter“ gemeinhin übersehen.

## Die Bénard-Zellen des Fortschritts

Dem Reingewinn  $r'$  als ökonomischer Basis der *Organisation von Veränderung* privat verantworteter produktiver Aktivitäten – und damit Fortschritt in der in diesem Aufsatz aufgerufenen Bedeutung – stehen ähnlich strukturierte Teile  $z'$  der zwischenbetrieblichen Einnahmen und  $t'$  öffentlicher Transfers zur Seite, die verschiedene Facetten einer gemeinschaftlichen ökonomischen Basis von Fortschritt darstellen. Es ist offensichtlich dieses eigenartige Wechselspiel einer verschiedenen granularen „Fortschrittsökonomie“, welches die Beweglichkeit einer kapitalistischen Produktionsorganisation begründet und die Überlegenheit eines „geistig-lebendigen Kosmos“<sup>32</sup> granularer Verantwortlichkeitsstrukturen gegenüber zentralistischen Planungsansätzen ausmacht.

Dieses *enge Wechselspiel von Fortschritt und unternehmerischer Freiheit* führt dazu, dass sich strukturelle Veränderungen viel stärker durch intrinsische Dynamiken bestimmen als durch Setzung externer Rahmenbedingungen. Dieses Phänomen ist aber aus der Theorie dissipativer Systeme bestens bekannt – die Einkopplung mikroskopischer interner Zustände durch Verstärkung von Resonanzen und Dämpfen von Dissonanzen zu makroskopisch beobachtbaren Phänomenen – und bestimmen das Wechselspiel von kleinräumlichen und großräumigen Strukturen, die Verschränkung von Raum und Zeit sowie koevolutive Phänomene auf Mikro- und Makroebene.

Dass es nicht nur weiträumig planerische Ansätze realsozialistischen Kalibers sind, welche die Bedeutung intrinsischer kleinteiliger Dynamiken übersehen, die an konkrete Orte in Raum und Zeit gebunden sind, stellt Christian Eigner<sup>33</sup> fest: „Die New Economy ist nicht zuletzt daran gescheitert, dass sie den Raum vergessen hat: Als einen großen Marktplatz, als eine riesenfläche stellten sich die DotComs die Welt vor. Und glaubten deshalb, sich platzieren zu können, wo sie gerade wollten. Ein gravierender Irrtum, wie man mittlerweile weiß. 'Raumvergessenheit' ist allerdings ein Problem der Ökonomie ganz generell. Was zu vielen falschen

---

<sup>32</sup> *Vom materialistisch-mechanistischen Weltbild zum geistig-lebendigen Kosmos*. Zwischenüberschrift im Abschnitt 3 des *Potsdamer Manifests*. Siehe Fußnote 13.

<sup>33</sup> Christian Eigner: Wenn Wirtschaft auf den Raum vergisst. In: *SpacEconomy*. Herausgegeben von der Zentralvereinigung der Architekten Oesterreichs – Landesverband Steiermark, Juli 2002. <http://www.wikiservice.at/buecher/wiki.cgi?FastBookNr1>

Bildern führt. Denn mag auch ein Großkonzern wie bei einem Schachspiel von Standplatz zu Standplatz springen können – ein kleines Unternehmen, 'family business', muss sich in und mit Räumen entfalten. Das bedeutet aber auch, dass eigentlich von einer Flächenwirtschaft eine Raumwirtschaft unterschieden werden muss, die ganz anderen Regeln folgt.“

Die strukturelle Manifestation von Veränderungen ergibt sich also in vielen Fällen aus dem veränderten Zusammenfügen vorhandener lokaler Dynamiken, dem Verschieben von Gewichtungen, Auf- und Abbau sowie Rekombination anderweitig bewährter Strukturen, kurz – der Dynamik der Bénardzellen<sup>34</sup> des Fortschritts. Es geht darum, im Fortschreiten die innere Verbundenheit je Meiner Sache mit diesen Dynamiken zu vertiefen statt zu ignorieren.

## Innovation und Ubiquität – der tendenzielle Fall der Profitrate

Nachdem die Bedeutung der residualen Profitrate  $r'$  für das ökonomische Prozessieren von Fortschritt herausgearbeitet wurde, muss angenommen werden, dass diese durchschnittliche Profitrate in verschiedenen Bereichen der Wirtschaft verschieden ist und den jeweiligen Grad der Veränderungsdynamik widerspiegelt. Es gibt damit gute Gründe, an dem in der traditionsmarxistischen Literatur als *Transformationsproblem* bekannten angeblichen Ausgleich der Profitraten zwischen verschiedenen Sektoren zu zweifeln und dies empirisch zu überprüfen.

Das soll und kann hier nicht geschehen, da in Bereichen mit hohem Veränderungsdruck auch nicht die *durchschnittliche* Profitrate von Interesse ist, sondern deren hohe Varianz, mit der die Qualedimension ökonomischer Dynamik in den Vordergrund tritt. Erfolgreiche Unternehmen werden belohnt und können ihre Experimente fortführen, weniger erfolgreiche müssen umsteuern oder verschwinden ganz von der ökonomischen Bühne. Erfolg in einer mit hochgradigen Unsicherheiten und Unwägbarkeiten verbundenen ökonomischen Umbruchsituation ergibt sich dabei aus einer eigenartigen Mischung von Können, Gespür und Glück, in der sich ein gesellschaftlicher Suchprozess manifestiert, der mit biologischen Mutations-Selektions-Szenarien vergleichbar ist.

Um die erforderlichen Mittel für diese Experimente zwischen den verschiedenen ökonomischen Sektoren umzuverteilen, spielen neben staatlichen Subventionen und direktem privatwirtschaftlichem Engagement in neuen Sektoren vor allem die Banken eine zentrale Rolle, indem sie in anderen Sektoren temporär brachliegende Mittel einsammeln, für die vereinbarte Zeit zur Finanzierung ökonomischer Aktivitäten in den neuen Bereichen zur Verfügung stellen und die damit verbundenen Risiken auf eine größere Gruppe ökonomischer Akteure verteilen. Auch wenn sich diese Form der „Geldanlage“ in den letzten Jahrzehnten deutlich verselbstständigt hat, so ändert sich damit doch nichts an deren Grundcharakter und insbesondere an der Abhängigkeit der eigenen Dynamik von der Dynamik der finanzhungrigen „Märkte des Fortschritts“ – also der Veränderung –, die uns im Weiteren allein interessieren soll. Wir konstatieren an dieser Stelle nur, dass sich Brüche in der Dynamik dieser Fortschritts-Märkte auf Grund derartiger Verflechtungen unmittelbar im Finanzbereich auswirken, die aktuelle Finanzkrise damit also auch hier zum Teil ihre Erklärung findet – jenseits der Frage, dass sie auch eine „Fortschrittskrise“ des Finanzsektors selbst im Sinne der weiteren Ausführungen ist (Stichwort: Derivatehandel).

---

<sup>34</sup>Bénardzellen bilden sich als Konvektionszellen heraus, wenn eine Wasserschicht von unten erhitzt wird. Diese Form der lokalen Selbstorganisation des Wärmetransports ist eines der bekanntesten dissipativen Phänomene. <http://de.wikipedia.org/wiki/Benard-Experiment>

Das Eindringen neuer technologischer Entwicklungen in den ökonomischen Alltag beginnt also mit einer hohen Varianzbreite entsprechender ökonomischer Aktivitäten, in denen Erfolg und Scheitern eng beieinander liegen. Eine in dieser Phase überdurchschnittliche Profitrate kompensiert im Mittel die hohe Rate des Scheiterns – ökonomischer Fortschritt (im hier verstandenen Sinn des Veränderns) setzt sich über die suchende Bewegung eines Hochfahrens und Abwickelns ökonomischer Aktivitäten um. In einer solchen Phase der Entwicklung wird „viel Geld in den Sand gesetzt“, staatliche Projektgelder ebenso wie über den Bankensektor eingesammeltes privates Venturekapital. Beide Bereiche (Staat und Finanzsektor) übernehmen damit eine Pufferrolle, um die Auswirkungen dieser produktionsorganisatorischen Umbrüche lokal zu begrenzen und nicht die ganze Gesellschaft in Mitleidenschaft zu ziehen. Das hat natürlich seine Grenzen im Fassungsvermögen der Puffer selbst. Treten technologische Umbrüche in größerem Umfang auf – und dies scheint ein Charakteristikum der kritischen Phasen der Kondratjew-Wellen zu sein – wird der Puffer überstrapaziert mit der Folge, dass Geld in Größenordnungen „verbrannt“ wird, wenn sich auf breiter Front Renditeversprechen und -erwartungen und damit private ökonomische Kalküle nicht mehr verwirklichen. Die Welle schwappt über und erfasst die gesamte Wirtschaft in einer veritablen Krise, die ihren Ausgangspunkt im Finanzbereich nimmt wie aktuell gerade wieder zu beobachten.

Doch kehren wir zum „gewöhnlichen“ Fortschrittsszenario zurück. Auch hier wird die Phase des „Blühens von 1000 Blumen“ durch eine Konsolidierungsphase beendet, in der sich ein „Stand der Technik“ herausbildet und zugleich eine überschaubare Anzahl ökonomisch (und damit technologisch) „erfolgreicher“ Akteure ausreichender Größe und Leistungsfähigkeit übrig bleibt, für welche die Quantadimension ökonomischer Aktivität (also betriebswirtschaftliche Aspekte) im Vergleich zur Qualedimension (also technologische Aspekte) an Bedeutung gewinnt. Diese Konsolidierung prozessiert sich durch die Verringerung der möglichen Profitmargen  $r'$ , was die Pufferwirkung entsprechender Rückstellungen begrenzt und damit die bisherige hohe Varianz des technologisch „Erlaubten“ zugunsten einer größeren Tiefe beschränkt. Eine solche Konsolidierung ist mit einer „Marktberreinigung“ verbunden – auch hier wird „Geld verbrannt“, wenn auch nicht mit einer solchen gesellschaftlichen Fernwirkung wie oben beschrieben. Die „DotCom-Krise“ ist wohl als eine solche Konsolidierungsphase einzuordnen.

Zunächst innovative technologische Neuerungen werden damit immer mehr zum gewöhnlichen – ubiquitären – Stand der Technik. Dieser Prozess der „Commodifizierung“<sup>35</sup> wird begleitet von einem tendenziellen Fall der Profitrate  $r'$ , der sich im Weiteren fortsetzt, indem Produktionen aus Hochlohnländern mit entsprechender technologischer Infrastruktur, die oft auch mit höheren Umweltstandards einhergeht, in Niedriglohnländer verlagert wird. Dieser Prozess senkt die Profitmargen weiter und zwingt die dort agierenden Unternehmen, auch die letzten betriebswirtschaftlich und produktionslogisch denkbaren Reserven auszuschöpfen. Das Prinzip der Effizienzmaximierung und damit letztlich der Minimierung des gesellschaftlichen Aufwands zur Produktion dieser mittlerweile wohlfeilen Güter setzt sich in dem Maße durch, in dem es nicht durch übergreifende politische Rahmensetzungen in eine außerökonomische, übergreifende Rationalität eingebunden ist, die von längerwelligen gesellschaftlichen Dynamiken gespeist wird und über entsprechende „Versklavungseffekte“ Kausalitäten der gesellschaftlichen Makroebene auf betriebswirtschaftlicher Ebene zur Geltung bringt. Eine derart verstandene *Emanzipation von Politik* ist auch eine zentrale Forderung der *Chemnitzer The-*

---

<sup>35</sup>Franz Naetar: „Commodification“, Wertgesetz und immaterielle Arbeit. Grundrisse 14 (2005), S. 6-19

sen<sup>36</sup>.

## Das Phänomen Google

Nachdem wir die Durchsetzung technologischer Neuerungen aus ökonomischer Perspektive genauer beleuchtet haben, bleibt die Frage, aus welchen Quellen sich eine Umwälzung des Überbaus – insbesondere der politischen Strukturen und rechtlichen Setzungen – entsprechend den neuen technologischen Erfordernissen speist.

Diese neuen technologischen Erfordernisse der Wissensgesellschaft führen dazu, dass die Reproduktionserfordernisse der Wissensbasis in den Mittelpunkt der gesellschaftlichen Aufmerksamkeit rücken. Die enorm gewachsenen Möglichkeiten der Internetgesellschaft, sich diese Wissensbasis zu erschließen, beschreibt Matthias Käther<sup>37</sup> wie folgt: „Unsere Zeit bietet wie keine andere eine gewaltige Sammlung von Wissen in Textform dar. Die gesamte Geistesgeschichte der Menschheit wird auf CD-Roms, auf Internet-Seiten, in Antiquariaten und im Buchhandel dargeboten, alles ist gut vernetzt und leicht zugänglich, dass es eine Schande wäre, dieses Material nicht wach und offenen Sinnes zu gebrauchen.“ Und er setzt mit Blick auf das gesellschaftliche Potenzial der auf freizügigen Zugang zu diesen Ressourcen drängenden Kräfte fort: „Denn, um noch einmal den klugen Bacon zu zitieren: Wissen ist Macht.“

Die Macht der Besitzenden – ausgedehnt inzwischen auf immer neue „immaterielle Güter“ – gerät dabei in einen immer intensiveren Konflikt mit dieser Macht des Wissens, denn der freizügige Zugang zu den Wissensressourcen der Gesellschaft ist ein zentrales Erfordernis der Reproduktion des Wissens, um „stehend auf den Schultern von Riesen“ (Newton) weiter schauen zu können als je zuvor. Der freizügige Austausch von Ideen ist der „Schmierstoff“ der Wissensgesellschaft. Ideen sind Puzzlestücken gleich, die es gilt, zu einem Bild der Welt zusammensetzen. Der grundlegende Unterschied materieller und immaterieller „Tauschprozesse“, die mit der Rechtskonstruktion der Immaterialgüter beide über denselben Leisten der Eigentumsordnung geschlagen werden sollen, wird in folgendem Gleichnis deutlich: Tauschen zwei Menschen eine Ziege gegen ein Schaf, so hat danach jeder immer noch ein Tier. Hat jeder dieser beiden Menschen eine Idee und sie tauschen diese, dann hat danach jeder *zwei* Ideen. Ideen vermehren sich also im Tausch – wenigstens im Sinne ihrer gewachsenen gesellschaftlichen Verfügbarkeit, die immer an konkrete menschliche Träger gebunden ist.

Ist es bereits schwierig, neue Ideen zusammenzufügen, wenn alle Puzzlestücke frei auf dem Tisch liegen, um wie vieles schwieriger bis aussichtslos würde dies in einer neoliberal geprägten „Gesellschaft geistiger Eigentümer“, in der alle Beteiligten mit Pokerface um den Tisch sitzen und zunächst um die Puzzlestücke selbst schachern. Dieses gemeinsame Bauen an einem großen Puzzle ist – im Gegensatz zur Produktion von Waren – auch nicht in Teilen vernünftig privatisierbar, ohne das Funktionieren des gesamten Wissenschaftssystems existenziell in Frage zu stellen.

Hier tobt inzwischen – auch wenn es medial um dieses Thema eigenartig ruhig bleibt – eine wirkliche Schlacht, wie in verschiedenen Publikationen<sup>38</sup> im Detail ausgeführt wird. Eben

<sup>36</sup>Chemnitzer Thesen. Ebenda, These 19.

<sup>37</sup>Matthias Käther: Über Marxens Rezeptionmethode. Utopie kreativ 162 (2004). S. 293-300.

<sup>38</sup>Siehe etwa – Rainer Kuhlen: Erfolgreiches Scheitern – Eine Götterdämmerung des Urheberrechts? Schriften zur Informationswissenschaft 48. Verlag Werner Hülsbusch, Boizenburg 2008. – Sabine Nuss: Copyright & Copyriot. Aneignungskonflikte um geistiges Eigentum im informationellen Kapitalismus. Verlag Westfälisches



Moglen, Professor an der Law School der renommierten Columbia University, charakterisiert in seinem Aufsatz *The dotCommunist Manifesto*<sup>39</sup> diese Schlacht als zentralen Konflikt zwischen Besitzenden und Kreativen und stellt die Adäquatheit des Eigentumsbegriffs für Ideen ganz grundsätzlich in Frage.

Zur Dynamik dieser Veränderungen der gesellschaftlichen Ordnung, die immer mehr an Fahrt aufnehmen, schreibt Moglen: „Wo sind die Advokaten der Freiheit in der neuen digitalen Gesellschaft, die nicht als Piraten, Anarchisten und Kommunisten verschrien wurden? Aber sind nicht viele derer, die diese Schimpfnamen vergeben, zur Macht gekommene Diebe, deren Gerede von 'intellektuellem Eigentum' nichts anderes ist als der Versuch, ungerechtfertigte Privilegien in einer Gesellschaft zu erhalten, die sich unumkehrbar geändert hat? [...] In dem Maße, wie die Kreativen in der neuen digitalen Gesellschaft genuin Freie Formen ökonomischer Aktivitäten etablieren, gerät das Dogma des bürgerlichen Eigentums in immer aktiveren Konflikt mit dem Dogma der bürgerlichen Freiheit. Der Schutz des Eigentums an Ideen erfordert die Unterdrückung Freier Technologien und letztlich die Unterdrückung der Freien Rede. Die Macht des Staates wird eingesetzt, um freie Kreation zu verhindern. Wissenschaftler, Künstler, Ingenieure und Studenten werden daran gehindert, Wissen zu erzeugen oder zu teilen, allein auf der Grundlage, dass ihre Ideen die Eigentumsordnung im System der etablierten kulturellen Produktion und Distribution gefährden. Es sind deshalb die Schranken der Gerichte der Eigner, vor denen die Kreativen ihre Klassenidentität am deutlichsten erkennen, und es ist folglich dort, wo der Konflikt beginnt. Doch die Gesetze des bürgerlichen Eigentums sind kein magisches Amulett gegen die Folgen bürgerlicher Technologien – der Besen des Zauberlehrlings fegt und fegt und das Wasser steigt und steigt. Es ist der Bereich der Technologie, in dem die Niederlage des Eigentums besiegelt wird, indem die neuen Modi der Produktion die Fesseln der veralteten Rechtsordnung sprengen.“

Es ist in dem Zusammenhang spannend zu beobachten, dass selbst mächtige Finanzakteure (wie George Soros) nicht das neoliberale Hohelied der Eigner singen, sondern sich auf die Seite der Kreativen geschlagen haben und deren Aktivitäten in Richtung Open Source, Open Access und Open Society unterstützen. Technologische Schwergewichte im IT-Bereich wie IBM, Sun/Oracle oder HP haben diese Zeichen der Zeit ebenfalls verstanden und neue Geschäftsmodelle entwickelt, die mit den Bedürfnissen des freizügigen Zugangs zu Wissensressourcen nicht im Dauerkonflikt liegen. So können sie enger als andere mit den Kreativen, den Trägern und Kennern der neuen Technologien, zusammenarbeiten. Kapitalflüsse sortieren sich um und führen zu neuen dynamischen Frontlinien im Kampf um die Definitionsmacht in der Gesellschaft, wo auf beiden Seiten ökonomisch vergleichbar gewichtige Akteure stehen. Während die „Owner“ kleine Vorreiter dieser Entwicklungen mit Verweis etwa auf Patent- oder Urheberrechtsverletzungen noch an die Wand spielen konnten, wird dies zunehmend schwierig, wenn die Gegner selbst über große solche Portfolios verfügen, in denen sich im Zweifelsfall genügend Material für eine Gegenattacke findet.

Eine besondere Rolle spielt in dieser Gemengelage Google, das Flaggschiff der Gemeinde der

---

Dampfboot, Münster 2006. – Hans-Gert Gräbe: Geistiges Eigentum, Gemeineigentum und die Eigentumsfrage. Ein Plädoyer gegen geistiges Eigentum als Konzept. In: Die geistigen Strömungen heute und das Problem der nachhaltigen Entwicklung. Hrsg. von Rudolf Rochhausen. Rohrbacher Manuskripte, Heft 12. Rosa-Luxemburg-Stiftung, Berlin 2005, S. 102-108.

<sup>39</sup>Eben Moglen: *The dotCommunist Manifesto*. Januar 2003.

<http://emoglen.law.columbia.edu/publications/dcm.html>. – Nachdruck in „Wissen und Bildung in der modernen Gesellschaft“. S. 181-190. – Eine Übersetzung ins Deutsche von Gerrit Gohlke findet man im Web unter <http://www.bemagazin.de/no10/d/moglen.html>.

zu neuer technologischer Dominanz strebenden Kräfte. Wie ein großer Staubsauger initiiert dieses Unternehmen einen Finanzstrom von Risiko- und Venturekapital in Form von Renditeerwartungen, der auf rein privatkapitalistischer Basis in allen Bereichen der Gesellschaft Geldüberschüsse einsammelt, um diese am anderem Ende einer Vielzahl kleiner Internetfirmen zur Verfügung zu stellen, welche die technologischen Entwicklungen vorantreiben. Ein Teil dieses Geldstroms wird in Google-eigene Projekte gelenkt, mit denen – unter bewusster Sprengung der „Fesseln der alten Rechtsordnung“ – die Schaffung der technologischen Basis der neuen digitalen Ordnung vorangetrieben wird. Genau an dieser Front werden die erbittertsten Schlachten um die Neugestaltung der Rechtsordnung geschlagen.

Die spannendsten dieser Projekte sind zweifellos Google Print, Google Books, Google Library und Google Scholar<sup>40</sup>, mit denen nicht nur die Digitalisierung und Aufschließung eines riesigen Textkorpus vorangetrieben, sondern auch die alte Rechtsordnung – bei aller sachtwaltenden Vorsicht – in ihren Grundfesten erschüttert wird. Hierfür setzt Google beachtliche Rücklagen aus seinen Gewinnen ein. Damit wird zugleich Handlungsdruck auf öffentliche und private Mitspieler und Konkurrenten ausgeübt, so dass es für diese ein großes Risiko darstellt, die entsprechenden rechtlichen Auseinandersetzungen wirklich bis zum „siegreichen“ Ende zu führen, welches sich schnell als Pyrrhussieg erweisen kann, wenn – nach jahrelangem Rechtsstreit – die realen Entwicklungen über die erstrittenen Rechtspositionen schlicht hinweggegangen sind.

## Schlussfolgerungen

Kommen wir auf Fleissners Thesen zurück. Irgendwie ist alles, worüber in diesem Aufsatz geschrieben wurde, auch in den Thesen präsent, aber auf eine eigenartige „kopflastige“ Weise, in der die reale gesellschaftliche Dynamik, die sich in einigen der angesprochenen Punkte längst entfaltet hat, nicht so recht sichtbar wird. Vielleicht liegt dies daran, dass die Thesen nach konsensualen Punkten suchen, hinter denen sich „Vernunft“ versammeln lässt, während reale Bewegung genau *nicht* so zu bündeln ist, sondern sich, in der Verfolgung je Meiner Sache, in einem „geistig-lebendigen Kosmos“ entfaltet. In diesem Kosmos spielen nicht statische Allianzen die zentrale Rolle, sondern dynamische, auf begrenzte Zeit angelegte Projekte, in denen sich – gerade in bewegten Zeiten – Kooperationen und Konvergenzen immer von Neuem finden müssen und auch finden.

Dieses Wechselspiel der Kräfte des Bewahrens und des Veränderns, des Konservativen und des Progressiven, findet sich im *Kommunistischen Manifest* (MEW 4) als Spannungsbogen zwischen Bourgeoisie und Proletariat, in Moglems *DotCommunist Manifesto* dagegen als Spannungsbogen zwischen Eigentum und Kreativität. Beide Spannungsbogen sind weitgehend identisch, wenn man der Argumentation der jeweiligen Autoren folgt, mit der sie die Bedeutung der von ihnen ausgemachten Pole begründen. Und doch scheint mir die von Eben Moglen auf der Basis der Erfahrung von 150 Jahren Menschheitsentwicklung vorgenommene Adjustierung der Koordinaten mit Blick auf die Rolle von klein- und mittelständischen Unternehmern in den aktuellen Umbruchprozessen der wirklichen gesellschaftlichen Dynamik näher zu kommen als die traditionsmarxistische Lesart. Sie geht nicht von einem unversöhn-

---

<sup>40</sup><http://books.google.de/books>

<http://www.wikiservice.at/buecher/wiki.cgi?GooglePrint>

<http://www.wikiservice.at/buecher/wiki.cgi?OpenContentAlliance>

lichen Kampf zwischen Menschengruppen, einem „Umwerfen aller Verhältnisse [...]“ (MEW 1, S. 385) in einem primär zerstörerischen Sinne aus, sondern von einem Ringen um die Gestaltung von Lebensbedingungen im dialektischen Wechselspiel von Umwälzen und Bewahren und nimmt damit zugleich die libertär-anarchistischen Wurzeln linker Programmatik wieder ernst.

Welche Schlussfolgerungen ergeben sich nun für einen Vergleich der Fortschrittsdynamiken im 20. und im 21. Jahrhundert? Im Sinne der hier entwickelten Argumentation ist dies keine normative, sondern eine analytische Frage, in der die großen technologischen Linien der jeweiligen Zeit aufgespürt werden müssen, welche die jeweilige ökonomische Dynamik bestimmen. Einen Vergleich anzustellen bedeutet, die Dynamiken vor und nach der aktuellen Umbruchperiode, der vorangehenden und der neuen Kondratjew-Welle, einander gegenüberzustellen.

Damit ergeben sich die folgenden wesentlichen – feststellbaren bzw. zu erwartenden – Merkmale von Fortschritt als zentrale Entwicklungslinien von Veränderungen im jeweiligen Jahrhundert wie folgt:

#### **Fortschritt im 20. Jahrhundert ...**

- ... war zentriert um die industrielle Herstellung von Gütern;
- ... fokussierte auf *produktiven* Aspekten der Herstellung von Gütern;
- ... schaffte die Basis für (prinzipiell möglichen) materiellen Wohlstand;
- ... stellte Eigentum, Verstand und den privaten Gebrauch der Vernunft im (autonomen unternehmerischen) Handeln als wichtigste Erfolgskriterien in den Mittelpunkt gesellschaftlichen Tuns.

#### **Fortschritt im 21. Jahrhundert ...**

- ... wird sich um die „Emanzipation des Politischen“ und damit die „industrielle“ Herstellung gesellschaftlicher Beziehungen zentrieren müssen, nicht zuletzt im Sinne des Kommunismus-Kapitels in der *Deutschen Ideologie* (MEW 3, S. 70 ff.);
- ... wird auf die *reproduktiven* Aspekte der Herstellung von Beziehungen und Bedingungen fokussieren müssen, aus denen heraus erst und auch eine nachhaltige und bedürfnisgerechte Güterproduktion möglich ist;
- ... wird die Basis für Humanismus in umfassenderem Sinne legen müssen, um den Übergang ins Anthropozän<sup>41</sup> und die weitere Ausgestaltung der Noosphäre zu bewältigen;
- ... wird Freiheit (der Rede), den öffentlichen Gebrauch der Vernunft im Diskurs und kollaboratives unternehmerisches Handeln als wichtigste Erfolgskriterien in den Mittelpunkt gesellschaftlichen Tuns stellen müssen.

Diese Art von Fortschritt ist nicht zu haben ohne auch eine ganz fundamentale Änderung der Art, wie wir Wissenschaft betreiben. Diese Änderung ist Teil einer Änderung von Gesellschaft, die ganz offensichtlich kein Anliegen allein von Politik ist und sein kann, sondern in allen Poren

---

<sup>41</sup>Mike Davis: Wer wird die Arche bauen? Das Gebot utopischen Denkens im Zeitalter der Katastrophen. <http://www.blaetter.de/artikel.php?pr=3002>

der Gesellschaft je eigene Kraftquellen findet und Auswirkungen zeitigt. Unter diesem Druck wird sich auch das politische System verändern, so wie heute schon abzusehen ist, dass sich unter dem Druck der neuen Kräfte das Rechtssystem – besonders das Urheberrechtssystem – ändern wird. Die – Wissenschaft im heutigen Sinne verändernde – gesellschaftsmächtige Verstärkung der Wirkung heute wohlfeiler (auch kritischer) wissenschaftlicher Ansätze und Methoden wie in Fleissners Thesen muss ein Teil dieser Veränderungen sein, aber dies ist nur ein erster Schritt auf dem von Hubert Laitko<sup>42</sup> skizzierten Weg der Herausbildung der *einen* Wissenschaft als Symbiose von „science“ und „humanities“, ohne welche die weitere Ausprägung der Noosphäre als Stabilisierung der anthropogenen Veränderungen der letzten 10 000 Jahre – nicht als „Ausbeutung der Natur“, sondern nur noch im „Dialog mit der Natur“<sup>43</sup> – nicht zu haben ist. Eine solche Veränderung von Wissenschaft selbst wird seit wenigstens Mitte der 1950er Jahre in wissenschafts-philosophischen Diskursen immer lauter gefordert. „Wenn die Wissenschaft nicht von außerhistorischen, universalen Gesetzen spricht, sondern statt dessen sozial, zeitlich und lokal orientiert ist, dann kann nicht mehr die Rede sein von etwas Realem, das über die Wissenschaft hinausgeht und sich lediglich in ihr spiegelt'. [...] Die großen Gesetze der Physik sind nicht 'bloße Widerspiegelungen' der Realität, aber auch nicht bloß 'soziale' oder 'historische' Konstruktionen. Das klassische Ideal der Objektivität und die in ihm enthaltene Leugnung der Zeit stehen nicht außerhalb der Geschichte. Es war ein kühnes und machtvolleres Ideal, das im 17. Jahrhundert aus der abendländischen Kultur erwuchs. Es steht jedoch nicht in unserem Belieben, an diesem Ideal wie an einer beliebigen Meinung festzuhalten oder es aufzugeben.“<sup>44</sup> Laitkos Quintessenz lautet: „In einer ganz anderen Dimension, als sich der junge Marx im Erfahrungshorizont seiner Zeit das vorstellen konnte, begegnet der Mensch heute den entfremdeten Gestalten seines Tuns – im Artensterben, im anthropogenen Klimawandel, in den unerwarteten Folgen gentechnischer Eingriffe [...]; umgekehrt sind es in einem ganz anderen Ausmaß als je zuvor Forderungen der Erhaltung der *natürlichen* Lebensgrundlagen, die *gesellschaftliches* Handeln limitieren und dirigieren. Das alles zeugt davon, dass Gesellschaft und planetare Natur nur noch als ein evolvierendes Ganzes verstanden werden können. Wo diese Ganzheit verfehlt wird und unterkomplexe Maßnahmen ergriffen werden, erweisen sich die Resultate als kontraproduktiv [...].“

---

<sup>42</sup>Hubert Laitko: „... es wird *eine* Wissenschaft sein“. Taugt Karl Marx' Jugendvision (1844) als Leitbild für die Wissenschaft des 21. Jahrhunderts – immer noch oder jetzt erst recht? In: Anforderungen an eine nachhaltige Wissenschaftsentwicklung. Hrsg. von Rudolf Rochhausen. Rohrbacher Manuskripte, Heft 15. Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen, Leipzig 2009, S. 60-83.

<sup>43</sup>Ilya Prigogine, Isabelle Stengers: Dialog mit der Natur. Neue Wege naturwissenschaftlichen Denkens. Serie Piper 1181, München 1980. – Dies.: Das Paradox der Zeit. Piper Verlag, München 1993.

<sup>44</sup>Prigogine, Stengers (1993), S. 308.